

Joanna Philbin
Strawberry Summer



© Andrew Furrer



DIE AUTORIN

Joanna Philbin wurde in Los Angeles geboren, wuchs aber in New York City auf. Sie studierte an der Brown University sowie an der University of Notre Dame. Heute lebt und schreibt sie in Los Angeles.

Joanna Philbin

Strawberry Summer

Aus dem Amerikanischen
von Laetitia Rezac

cbt

cbl ist der Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super Extra*
für dieses Buch liefert Arctic Paper Mochenwangen
GmbH.

1. Auflage

Erstmals als cbl Taschenbuch April 2014

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

© 2013 by Joanna Philbin

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»Rules of Summer« bei Poppy,

an imprint of Hachette Book Group, New York.

© 2014 für die deutschsprachige Ausgabe cbl Verlag,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Übersetzung: Laetitia Rezay

Umschlagkonzeption: *zeichenpool, München,

unter Verwendung eines Fotos

von getty images/Jessie Jean

MG · Herstellung: KW

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-30894-3

Printed in Germany

www.cbl-jugendbuch.de

Kapitel 1



Sie hätte es wirklich jemandem erzählen sollen. Es so ganz nebenbei erwähnen am letzten Schultag, als alle über ihre Pläne für den Sommer gesprochen hatten. *Echt? Du fährst ins Tenniscamp? Du verbringst einen Monat in Wildwood? Du hast das Praktikum in New York bekommen, für das du dich vor sechs Monaten beworben hast?*

Das ist echt toll.

Ich bin übrigens den Sommer über in den Hamptons.

Rory sah von ihrem Notizbuch auf und blickte aus dem Zugfenster. Sie hatte nicht so viele Kartoffelfelder erwartet. Braune Ackerfurchen, gesäumt von üppigen grünen Kartoffelpflanzen, flogen vorbei wie Farbklekse, und hier und dort standen einzelne Schindelhäuser aus Zedern und wachten über die Felder. Die Häuser waren keine alten, zerfallenen Farmhäuser, sondern nagelneue Villen. Auf den Hühner- und Milchfarmen in Stillwater, New Jersey, gab es definitiv keine Herrenhäuser. Dort gab es auch nicht diesen strahlenden Sonnenschein, dachte Rory, während sie in den kobaltblauen Himmel blickte. Vermutlich lag das daran, dass der Ozean zum Süden und die Bucht zum Norden lagen, aber sie hatte noch nie solches Licht gesehen. Sie wünschte, sie hätte gewusst, wie

schön es hier war, als sie versuchte, ihre Mutter von ihrer Idee zu überzeugen. Aber vermutlich hätte es keinen Unterschied gemacht.

»Mädchen für alles?«, hatte ihre Mutter gefragt, als Rory ihr endlich von dem Plan erzählte. »Was zum Teufel soll das sein?«

Ihre Mutter hatte neben ihr gestanden und eine Flasche Wein geöffnet. Sobald Lana McShane zu Hause ankam, nahm sie eine Flasche billigen Chardonnay aus dem Kühlschrank und öffnete sie mit ihren perfekt manikürten Händen. Rory beobachtete ihre Mutter, wie sie den Korkenzieher drehte und dann daran zog, die Flasche zwischen ihren Knien. Plopp, kam der Korken raus. Selbst in klatschnassen Kleidern wog Lana kaum fünfundvierzig Kilo, aber eine Weinflasche war ihr noch nie unterlegen gewesen.

»Ich schätze, dass bedeutet, dass ich Botengänge erledigen werde«, sagte Rory, während sie eine große Gemüsezwiebel schnitt. »Was auch immer sie brauchen. Sie haben das in der E-Mail nicht so genau erklärt.«

»Bezahlen sie dich?«

»Ich werde dort umsonst wohnen. In ihrer Villa am Strand. Sie brauchen mich nicht zu bezahlen.«

Ihre Mutter schüttelte ihre roten Haare und nahm einen tiefen Schluck.

»Ich verstehe nicht, warum du immer ein Glas Wein trinkst, kaum dass du zehn Minuten daheim bist«, sagte Rory.

»Es entspannt mich. Versuch du mal neun Stunden

lang Haare zu schneiden.« Lana stellte das Glas zurück auf die Arbeitsfläche. »Was ist mit Mario? Weiß er es schon?«

»Es ist eine Pizzeria. Ich bin mir sicher, er findet Ersatz.« Rory ließ die Zwiebelstücke in die Pfanne gleiten und sah ihnen beim Brutzeln zu. »Außerdem habe ich ein bisschen gespart dieses Jahr. Du musst dir keine Sorgen machen.«

»Es geht mir nicht ums Geld. Ich mache mir Sorgen um dich.« Rory konnte hören, wie ihre Mutter in der Handtasche nach Zigaretten kramte. »Wenn du im Ausland studieren willst, könnte ich das verstehen. Wenn du einen Job in der Stadt haben willst, okay. Aber einfach so weggehen und bei einer Familie leben, die du nicht einmal kennst? Nur damit du hinter ihnen herräumen kannst wie deine Tante?«

»Fee arbeitet schon für sie, seit ich denken kann«, warf Rory ein. »Wenn sie so furchtbar wären, dann hätte sie schon vor langer Zeit gekündigt.«

»Aber ... was willst du dort tun?«, hakte ihre Mutter nach. »Das sind nicht deine Freunde. Denkst du, dass sie dich in ihre Clique aufnehmen? Dass sie dich mitnehmen in ihre Clubs und zu ihren Partys? Oh, da sind sie ja.«

Rory wandte sich um. Ihre Mutter zog eine Zigarette aus der Packung und zündete sie mit ihrem Lieblingsfeuerzeug, das mit dem fröhlichen blauen Las-Vegas-Schriftzug, an.

»Du wirst dort nur eine bessere Dienstmagd sein«, sagte ihre Mutter und zog an der Zigarette. »Ist es das,

was du willst?« Sie blies Zigarettenrauch aus, und ihre grünen Augen, die Rory so gerne geerbt hätte, verengten sich.

»Es ist mir egal, ob ich deren Dienstmagd bin. Ich will nur endlich hier rauskommen«, antwortete Rory. »Meinen Horizont erweitern. Willst du nicht, dass ich hier rauskomme? *Niemals?*«

»Spuck's aus«, sagte ihre Mutter und nahm wieder ihr Glas. »Es geht dir doch nur darum, von mir wegzukommen.«

Von dir und deinem Freund, dachte Rory, als sie sich wieder dem Herd zuwandte. Bryan, der immer zu laut telefonierte. Bryan, dessen Xbox schon dauerhaft in ihrem Wohnzimmer eingezogen war. Bryan, der seine Miete nicht bezahlen konnte und deswegen natürlich bei ihnen einziehen musste – genauso wie die letzten beiden Katastrophen in zu engen Jeans. Rory nahm den Pfannenhänder und löste einen angebrannten Zwiebelring vom Boden der Pfanne.

»Gib mir Bescheid, wenn das Essen fertig ist«, sagte ihre Mutter. Dann schlenderte sie in ihren Cowboystiefeln aus der Küche, ein Hauch von Zigarettenrauch und ihrem Parfüm wehte hinter ihr her. Das war das Ende der Diskussion gewesen.

Rory sah auf ihre Uhr, als der Zug an einem Gemüsestand vorbeifuhr. Sie dachte an Sophie und Trish, die jetzt vermutlich am See waren, sich sonnten und den letzten freien Tag ausnutzten, bevor sie am Montag ihre Jobs

antraten. Jeden Sommer trafen sie sich nach ihrer Schicht bei *Marios* und hingen in der Mall oder im Frozen-Yogurt-Shop rum und unterhielten sich über alles Mögliche. Jetzt war sie über hundert Meilen weit weg. Sie war noch nie weiter von zu Hause weg gewesen als in New York City, und das war auch schon drei Jahre her. Sie war mit ihrer Mutter an ihrem vierzehnten Geburtstag hingefahren und hatte *Mamma Mia!* – oder zumindest die Hälfte von *Mamma Mia!* – gesehen: Sie hatten früher gehen müssen, weil ihre Mutter sich fast hundertprozentig sicher gewesen war, dass Martin oder Tommy oder Gordon oder mit wem auch immer sie damals gerade gegangen war, sie betrog, und sie wollte ihn in flagranti erwischen. Es überraschte niemanden, dass es so kam.

»East Hampton«, kündigte der Schaffner über die Lautsprecher an. »Nächster Halt: East Hampton.«

Der Zug fuhr noch, aber die Passagiere sprangen von ihren Sitzen auf, um ihre Taschen aus der Gepäckablage zu heben. Rory griff schnell in ihre Handtasche und öffnete die alte Puderdose von Estée Lauder, die bereits Risse hatte und die sie seit der neunten Klasse besaß. Nach der sechsstündigen Reise war ihr welliges braunes Haare ganz frizzelig von dem feuchtwarmen Juni-Nachmittag und ihr schwarzer Eyeliner hatte sich wie eine Waschbärenmaske um ihre haselnussbraunen Augen gelegt. Sie überlegte, ob ihr Make-up irgendwie zu retten war, aber es war hoffnungslos. Sie war – ihrer Meinung nach – nie hübsch genug gewesen, um sich über ihr Aussehen viele Gedanken zu machen. Ganz im Ge-

gensatz zu ihrer Mutter, die schön war und sich genau deshalb ihr ganzes Leben lang darum bemühte, absolut perfekt zu sein. Egal, sie schob einen Plastikreif in ihr Haar und tupfte den kümmerlichen Rest des Wet'n'Wild-Bronze-Berry-Lipgloss auf ihre vollen Lippen. Es konnte nicht schaden, sich ein bisschen frisch zu machen. Reiche Leute mochten das. Ihre Tante benutzte das Wort *reich* nie. *Gepflegt* sagte sie immer, wenn sie über die Rules sprach. *Sie sind eine sehr gepflegte Familie.*

Kreischend hielt der Zug endlich an. Sie nahm ihre Reisetasche, die Büchertasche und ihre schwarze Lieblings-Vintage-Motorradjacke aus dem Gepäckfach und ging zu den Türen. Als sie auf die Plattform trat, roch die Luft nach Meer. Sie kniff ihre Augen gegen das helle Sonnenlicht zusammen und ging an dem weißen Bahnhofshäuschen vorbei zu dem kleinen Parkplatz, auf dem eine ganze Reihe von SUVs und Cabrios darauf warteten, jemanden abzuholen. Rory erhaschte einen Blick auf die Menschen, die zu den Autos gingen. Die Männer waren in Polohemden und Khakis gekleidet, dazu Loafers ohne Socken. Die Frauen trugen schmal geschnittene Jeans, zarte Seidencardigans und flache Sandalen mit nur einem schmalen Bändchen aus geflochtenem Leder zwischen den Zehen. Rory sah an sich herunter. Ihr leichter Jeans-Minirock, das ärmellose gelbe T-Shirt und die Plateau-Sandaletten hatten am Morgen noch stylish ausgesehen, aber jetzt war sie sich nicht mehr so sicher.

»Rory?«

Sie drehte sich um und sah einen Typ mit kurzem

braun-blondem Haar und einem gebräunten markanten Gesicht auf sich zukommen. Mit seiner verspiegelten Sonnenbrille wirkte er so attraktiv, dass er als Model durchgegangen wäre. Vielleicht lag es aber auch an der lässigen Kombination aus weißem T-Shirt und Shorts.

»Hey, ich bin Steve«, sagte er. »Der Tennislehrer der Rules. Fee bat mich, dich abzuholen.«

Für einen Moment überkam Rory die übliche Panik, wie immer, wenn sie einen niedlichen Typen sah, aber dann hatte sie sich wieder im Griff. »Oh, hi«, sagte sie. »Freut mich.«

»Hier, lass mich das machen.« Er nahm ihre Reisetasche und warf sie sich über die Schulter. »Wir stehen da drüben.«

Rory musterte ihn, als er vor ihr herlief. Sogar von hinten sah er gut aus mit seinem langen schmalen Rücken und den sonnengebräunten Waden. Aber sie verbannte den Gedanken sofort wieder aus ihrem Kopf. Wenn es um heiße Jungs ging, kannte sie ihre Rolle: beste Freundin. Es war auch viel einfacher: Man hörte sich ihre Probleme an, brachte sie zum Lachen und gab ihnen Ratschläge. Und man hatte so vor allem kein Drama. Denn mit Jungs gab es sonst immer Drama. Und wer brauchte das schon in seinem Leben, wenn zu Hause mehr als genug Drama auf einen wartete?

Steve hielt die Fernbedienung hoch, und der Kofferraum eines glänzenden silbernen Mercedes Cabrio, das letzte in der Reihe, sprang auf. »Vorsicht, die Sitze sind vielleicht ein bisschen heiß.«

Rory stieg ein und schloss die schwere Tür. Ein Mann, der vorbeilief, starrte das Auto voller Neid an.

Steve öffnete die Fahrertür und schob sich hinter das Lenkrad. »Okay, los geht's«, sagte er und drehte den Zündschlüssel. Der Motor schnurrte – leise, aber kraftvoll. »Nettes Auto, oder? Die Rules haben es letzte Woche gekauft.«

»*Nett* ist eine Untertreibung.«

Steve lachte. »Ich weiß, was du meinst«, sagte er, als er rückwärts ausparkte. »Daneben sieht mein Jetta definitiv alt aus. Wie war die Reise? Nicht zu viele Haltestellen?«

»Es war okay«, antwortete Rory.

»Das ist gut. Manchmal ist der Jitney schneller.«

»Warum nennen sie ihn den Jitney?«, fragte sie.

»Weil die Leute hier das Wort Bus nicht gerne sagen«, erwiderte er grinsend.

Rory lachte. »Hab verstanden.« Steve schien witzig zu sein, obwohl er aussah wie ein Tennisgott.

»Also, wo genau aus New Jersey kommst du her?«, fragte Steve und setzte den Blinker.

»Sussex County. Eine Stadt namens Stillwater.«

»*Stillwater*?«

»Es liegt an der Grenze zu Pennsylvania. Es ist wirklich hübsch da, mit vielen Farmen und Seen. Sehr idyllisch. Wo kommst du her? Von hier?«

»Hampton Bays«, antwortete er und sah dabei kurz zu ihr herüber. »Was nicht wirklich zu den Hamptons gehört. Oder zumindest nicht zu den *exklusiven* Hamptons.« Seine Finger beschrieben Anführungszeichen. »Das

ist draußen bei Westhampton, Richtung Stadt. Ich bin dort zur Highschool gegangen, dann nach Florida aufs College. Nachdem ich nicht mehr auf Tour gespielt habe, kam ich hierher. Hier ist es toll. Viele Tennisfans. Lucy und Larry sind es auch.«

»Lucy und Larry?«, fragte Rory.

»Die Rules«, sagte er. »Sie sind großartig. Richtig bodenständig.«

Sie bogen auf eine malerisch aussehende Hauptstraße ein, die von Geschäften und Cafés gesäumt war. Amerikanische Flaggen waren über einigen der Schaufenster befestigt und an den Laternen hingen Körbe voller Blumen. Ein paar hellblonde Kinder liefen mit Eistöten vorbei. Es war eine Szene, wie sie sich auf jeder Hauptstraße in jeder Stadt an der Ostküste abspielen hätte können, aber hier lag dieser unverkennbare Hauch von Geld über allem. Fast jede Ladenmarkise versprach Luxus: Chanel. Ralph Lauren. Tiffany. »Wow«, rief Rory, während sie aus dem Fenster blickte. »Hier ist es so ... edel.«

»Ja, inzwischen schon«, sagte Steve, »aber so war es nicht immer. Mittlerweile gibt es hier einfach mehr Geld.«

Rory staunte über die hübschen Schaufenster und waldgrünen Parkbänkchen.

Nirgends gab es auch nur ein Fitzelchen Abfall. *Es sieht aus, als sei die Stadt von Martha Stewart entworfen worden. Alles ist so clean*, dachte Rory.

»Wie viele Kinder haben die Rules?«, fragte sie.

»Vier«, antwortete Steve. »Zwei Jungs, zwei Mädchen.

Die Jüngste ist ungefähr in deinem Alter. Du bist doch siebzehn, oder?»

»Richtig«, antwortete sie.

»Genau wie Isabel. Du wirst eine Menge Spaß mit ihr haben. Sie ist quasi die Königin der Hamptons.«

Fee hatte Isabel nie erwähnt, was seltsam war, denn normalerweise dachten Erwachsene, dass zwei Teenager im gleichen Alter sofort beste Freunde würden. Vielleicht hatte Fee geahnt, dass jemand, der als die Königin der Hamptons bezeichnet werden konnte, sicher nicht allzu viel mit ihr gemeinsam hatte. Rory hatte zwar Freunde, aber niemand hätte sie je die Society Queen von Stillwater genannt.

Sie bogen in eine ruhige Straße ein, die von großen Häusern und Bäumen beschattet wurde.

»Lily Pond Lane.« Rory las den Namen laut von dem Straßenschild ab. »Das ist ein hübscher Name.«

»Es ist eine berühmte Straße«, erklärte Steve. »Hier haben vor hundert Jahren all die Millionäre ihre Sommerhäuser gebaut. Auch Lucy Rules Urgroßvater.«

»Das Haus ist schon so lange in Familienbesitz?«

»Yep«, bestätigte Steve. Je weiter sie in die Straße hineinfuhren, desto häufiger versteckten sich die Häuser hinter hohen, gepflegten Hecken. »Und jetzt gehört es ihr. Ihr Vater hat es ihr vermacht, als er starb.«

»Und was ist mit Mr Rule?«, fragte Rory. »Ist er auch ...«

»Altes Geld?«, fragte Steve.

Rory hatte den Begriff noch nie gehört, aber sie nickte.

Steve bog links in eine Lücke zwischen den Hecken ein und fuhr auf ein hohes eisernes Tor zu.

»Technisch gesehen, ja, aber als sein Vater starb, stellte sich heraus, dass er pleite war. Also musste Larry selbst arbeiten. Er macht in Gewerbeimmobilien.« Steve ließ das Fenster runter. »Neues Geld, altes Geld – das spielt hier keine große Rolle mehr«, sagte er mit einem ironischen Lächeln. Dann tippte er einen Code in eine kleine Box. Mit einem sanften *Klonk* öffneten sich die beiden Torflügel.

Der Kies knirschte unter den Rädern, als sie um eine Kurve fuhren, vorbei an einigen Ulmen. Dann erblickte Rory die größte Rasenfläche, die sie je gesehen hatte. Das Gras war perfekt getrimmt, smaragdgrün und erstreckte sich über eine Fläche, die leicht ein Fußballfeld gefasst hätte. Auf einer sanften Anhöhe am anderen Ende befand sich ein weitläufiges Haus im typischen Stil der Hamptons, das so perfekt war, dass es fast wie ein Traum wirkte.

»Da drüben ist der Tennisplatz«, sagte Steve und zeigte auf die andere Seite des Rasens, »und die Umkleidekabine und der Fitnessraum.« Hinter einer weiteren Gruppe von Bäumen konnte sie den blau-grünen Tennisplatz sehen. Ein Behälter voller Bälle stand bereit.

»Und da hinten, hinter dem Haus, sind der Pool und der Strand«, fügte er noch hinzu.

Als sie näher an das Haus herankamen, konnte sie mehr Details erkennen. Die Holzschindeln an den Wänden waren einmal braun gewesen, aber inzwischen zu

einem eleganten Silbergrau verblasst. Im dritten Stock befanden sich Rundbogenfenster mit Dachgauben und drei Schornsteine aus bröckelnden Ziegeln standen auf dem Dach. Die Eingangstür, der Vorbau mit den Säulen und alle Fensterrahmen waren in strahlendem Weiß gestrichen und gaben dem Haus so eine frische, neue Aura, trotz der Jahre, die es offensichtlich schon gesehen hatte.

»Das ist nur das Wochenendhaus?«

»Richtig«, antwortete Steve. »Die meiste Zeit des Jahres leben sie in der Stadt. Aber die Stadtwohnung ist nicht annähernd so groß.«

Sie musste an ihr eigenes Haus denken, eine kastenförmige Haushälfte mit einem Schieferdach und abblättern-der, gelbgrüner Farbe. Auch alle ihre Freunde lebten in solchen Häusern. Konnte man so etwas überhaupt *Haus* nennen, nachdem man dieses hier gesehen hatte? Und *brauchte* irgendjemand so viel Platz?

Steve fuhr an der Vorderseite des Hauses vorbei, dort wo sich die Kiesauffahrt um einen ovalen Buchsbaumgarten wand, und bog dann nach links ab zu einer Garage, die Platz für fünf Autos bot. Die Autos, die davor geparkt waren, reichten von einem staubigen schwarzen VW Jetta – das musste Steves Auto sein, dachte Rory – bis zu einem glänzenden schwarzen Porsche Cabrio. Steve ließ das Auto zwischen einen silbernen Prius und den Porsche rollen, dann schaltete er den Motor ab. »Wir sind da«, sagte er.

»Großartig«, antwortete sie fröhlich.

Er sah sie an. »Lass dich nicht einschüchtern. Sie sind wirklich cool. Du wirst schon sehen.«

Er stieg aus dem Auto, und sie bemerkte, dass ihr Herz laut schlug. Sie war schon fast draußen, als ihr die schwarze Lederjacke wieder einfiel, die neben ihren Füßen gelegen hatte. Sie hob sie auf, aber schon jetzt fühlte sie sich nutzlos und unmodisch an, so wie ein altes Partykleid.

Sie folgte Steve, vorbei an einem Garten aus rosa Rosen, zum Seiteneingang. Der gedämpfte Klang der Wellen drang zu ihr. Sie hatte fast vergessen, dass dieses Haus am Strand lag. Plötzlich öffnete sich die Tür, und Tante Fee, klein und etwas rundlich wie immer, trat heraus. »Da bist du!« rief sie und breitete die Arme aus. »Meine Güte, du bist ja größer als ich!«

»Hi, Fee!«, sagte Rory und ergab sich der gnadenlosen Umarmung ihrer Tante. »Ist schon eine Weile her.«

»Das liegt daran, dass deine Mutter eine sehr merkwürdige Definition von *Familie* hat«, antwortete ihre Tante und drückte Rory fest.

Rory hatte es noch nie glauben können, dass Fee und ihre Mutter wirklich Schwester waren. Lana war zart und schlank, während Fee, ein paar Jahre älter, kompakt und robust wirkte, mit fröhlichen braunen Augen und Lachfältchen. Das Einzige, was die Schwestern gemeinsam hatten, war das rote Haar, auch wenn Fees bereits von ersten grauen Strähnen durchzogen wurde.

»Ich freu mich so, hier zu sein«, sagte Rory und befreite sich aus Fees Umarmung. »Ich kann den Ozean hören.«

»Ich zeig ihn dir nachher.« Fee zupfte an der Vorderseite ihres waldgrünen Polohemdes. Es schien zusammen mit den gebügelten Khakis ihre Uniform zu sein. »Steve, ich nehme ihre Tasche.«

Steve reichte Fee Rorys Reisetasche. »Rory, wir sehen uns. Vielleicht auf dem Tennisplatz?« Er klopfte ihr auf die Schulter. »Hab Spaß.«

»Danke.« Rory sah ihm zu, wie er zurück zu den Autos ging. Es war ihr gar nicht in den Sinn gekommen, dass sie vielleicht Tennis spielen oder Spaß haben würde. Fee zog sie zur Tür.

»Tut mir leid, dass ich dich nicht abholen konnte«, sagte Fee. »Aber hier ist es etwas hektisch. Wir geben heute Abend unsere erste Dinnerparty und der arme Eduardo steht total neben sich.«

Rory trat ins Haus, und als sich ihre Augen an das Licht gewöhnt hatten, bemerkte sie, dass sie in einer langen, von Türen gesäumten Eingangshalle stand – und dass irgendwas um ihre Füße herumwuselte. Ein kleiner weißer Hund versuchte, an ihren Beinen hochzuspringen. »Oh mein Gott! Ist das ein Welpen?«

»Welpen oder ausgewachsener Hund, ich bin mir da nicht so sicher«, antwortete Fee. »Sie gehört Mrs Rule. Ihr Name ist Trixie.«

Rory ging in die Knie, um sie zu streicheln. »Sie ist niedlich«, sagte sie, als Trixie anfang, ihre Hand abzulecken. »Ist das ein Malteser?«

»Maltipoo. Oder Cockapoo. Irgendwas mit *poo*. Okay, Trixie!«, befahl Fee. »Zurück ins Körbchen!«

Der Hund trottete zurück zu seinem Bett am Ende der Halle.

»Mutter will immer noch keinen Hund«, sagte Rory.

»Das liegt daran, dass sie immer mit welchen ausgeht«, antwortete Fee und verdrehte die Augen. »Komm. Du wohnst da vorne.« Fee lief zielstrebig auf das andere Ende der Halle zu. Sie wirkte vollkommen entspannt. Rory spürte, dass Fee sich hier zu Hause fühlte.

»Also, wie viele Angestellte gibt es hier?«, fragte sie.

»Nun, da gibt es mich, Eduardo, den Chefkoch, und Bianca, die Hausdame«, antwortete Fee, während sie am Wäscheraum vorbeigingen. »Wir wohnen hier auch. Dann gibt es Angestellte, die extra herkommen.«

»Herkommen?«, fragte Rory.

»Laura, die Masseurin, Siddha, der Yoga-Lehrer, und Frederika, die sich um Mrs Rules Haare kümmert. Steve, der Tennislehrer. Und dann gibt es die Leute, die sie für Partys einstellen. So wie heute Abend.« Endlich hielten sie vor einer geschlossenen Tür an. »So, hier ist dein Zimmer«, sagte Fee, während sie die Tür öffnete.

Rory stockte der Atem. Das Zimmer war locker dreimal so groß wie ihr Schlafzimmer daheim und hundertmal schicker. Auf dem Kingsize-Bett lag eine cremeweiße Decke und ein Berg von blauen und weißen Kissen mit Spitzenborten. Eine alte Seekarte, die das östliche Long Island zeigte, hing über dem Kopfende aus Metallstäben. Auf den beiden Nachttischen, ebenfalls cremefarben, stapelten sich die neuesten Romane in gebundenen Ausgaben zwischen Kristalllampen. Auch die restlichen Mö-

bel – ein Tisch mit geschwungenen Beinen, ein Stuhl und ein paar gepolsterte Clubsessel – waren cremefarben, während die Wände im zartesten Blauton gestrichen waren. Und gegenüber vom Bett, auf einer Kommode im Shabby-Chic-Stil, stand ein glänzender Flatscreen. »Das ist mein Zimmer?«, fragte sie. »Bist du dir sicher?«

»Natürlich«, antwortete Fee und ignorierte Rorys sichtliche Überraschung. »Das Badezimmer ist dort drüben.«

Fee ließ Rorys Reisetasche auf die mit Samt bezogene Bank am Fußende des Bettes fallen und ging ins Bad. Rory riss die Augen auf. Eine Marmorbank stand in der gläsernen Dusche, groß genug, um darauf zu schlafen, falls sie das wollte. Die in den Fußboden eingelassene Badewanne hatte einen silbernen Wasserhahn, der wie der Hals eines Schwanes geschwungen war.

»Und hier gibt es eine Menge an Pflegezeugs, falls du was vergessen hast«, sagte Fee und öffnete eine Schublade unter dem Waschbecken. Dort lag eine ansehnliche Auswahl an Shampoos und Conditionern.

»Es ist wunderschön«, sagte Rory, als sie zurück ins Schlafzimmer gingen. »Warum hast du nie erzählt, wie schön es hier ist?«

Fee zuckte mit den Achseln. »Nach einer Weile gewöhnt man sich daran«, meinte sie und sah sich im Zimmer um. »Manche Leute arbeiten in einem Büro. Ich arbeite hier.«

Rory lächelte. Seit Jahren bemitleidete ihre Mutter Tante Fee. »Wenigstens bin ich keine Haushälterin«, sagte sie jedes Mal, wenn einer ihrer Schecks platzte

oder ihnen die Heizung abgestellt wurde. Aber Tante Fee lebte hier umgeben von all diesem Luxus und dieser Schönheit. Wenn nur ihre Mutter das alles sehen könnte, dachte Rory. Sie würde nie wieder so über Fee reden.

»Also, wie geht es ihr?« Fee öffnete den Reißverschluss von Rorys Reisetasche. »Arbeitet sie immer noch in dem Salon?«

»Die meiste Zeit, ja.«

»Und ihr neuer Freund? Ist er wirklich einundzwanzig?«

»Zumindest behauptet er das.«

»Und er zieht bei euch ein?«

»Das machen die doch immer.«

Fee schüttelte ihren Kopf. »Dein Vater wird begeistert sein.«

»Es ist nicht so, dass wir wirklich darüber reden, wenn ich ihn an Thanksgiving besuche.« Rory nahm einen Stapel ordentlich gefalteter T-Shirts aus ihrer Tasche. »Er und Sharon bekommen übrigens ihr drittes Kind.«

»Ich frage mich, ob deine Mutter manchmal bereut, was sie getan hat«, sagte Fee. »Einen guten Mann wie ihn fortzujagen. Wenigstens kannst du ihn noch sehen.«

Aber nur gerade so, dachte Rory. Egal wie sehr sie für die Schule lernte, egal wie gewissenhaft sie seine E-Mails und Anrufe beantwortete, ihr Dad schien zu denken, dass sie genauso sei wie ihre Mutter: unzuverlässig und deshalb jemand, den man am besten auf Abstand hielt.

»Weißt du, ich bin stolz auf dich«, sagte Fee, als sie die Falten aus einem Kleid strich. »Du könntest genau wie sie sein. Immer hinter Jungs her und die ganze Nacht unter-

wegs. Sie fände das wahrscheinlich sogar toll, da sie dann Gesellschaft hätte. Aber du arbeitest hart.« Ihre Augen waren voller Anerkennung. »Klug. Diszipliniert. Du bist zu unabhängig, um dich mit Jungs einzulassen.«

Nannte man das so? Rory war sich nicht so sicher. Ihre Freunde sahen das anders. *Ängstlich. Verschlissen. Zu sensibel.* Sophie sagte immer, sie wolle gar keine Beziehung zu einem Jungen.

»Danke«, sagte sie und ließ die T-Shirts in die mittlere Schublade fallen. »Also, was kann ich zuerst tun?«

»Sehr gut, lass uns gleich mit der Arbeit anfangen«, sagte jemand, und Rory drehte sich überrascht zur Tür.

Eine schmale Frau mit einem harten Gesicht und stechenden Augen stand im Türrahmen. Silbernes Haar fiel über ihre schmalen Schultern, und sie war so dünn, dass der Gürtel ihres seidenen Wickelkleides aussah, als wäre er mindestens dreimal um ihre Taille gebunden worden.

»Rory, das ist die Hausdame«, stellte Fee vor. »Bianca Vellum. Bianca, das ist Rory. Meine Nichte.«

»Oh«, sagte Rory und hoffte, dass sie nicht zu überrascht aussah. »Hi.«

Bianca trat ins Zimmer. »Willkommen«, sagte sie, als sie auf Rory zuing. Sie schüttelte Rorys Hand bedächtig, majestätisch. »Ich hoffe, du hattest eine gute Reise?«

»Ja. Sie war sehr angenehm.«

»Ich nehme lieber den Jitney statt den Zug«, antwortete sie, »aber jedem das Seine.« Sie lächelte dünn und klopfte besitzergreifend auf eines der Kissen. »Wie gefällt dir dein Zimmer?«

»Oh, es ist unglaublich«, antwortete Rory. »Es ist das netteste Zimmer, das ich je gesehen habe.«

Bianca lächelte. »Gut. Zurück zu deiner Frage. Hast du Erfahrung im Bedienen?«

»Bedienen?« Rory warf Fee einen Blick zu. »So wie bei Tisch?«

»Bianca, sie ist gerade erst angekommen«, warf Fee ein. »Ich glaube wirklich nicht, dass –«

»Wir hatten für heute Abend jemanden eingestellt, aber sie hat abgesagt.« Bianca unterbrach Fee, als hätte diese gar nichts gesagt. »Nicht, dass ich behaupten könne, ich sei überrascht. Es wird jeden Sommer schlimmer. Daher frage ich mich, ob du in der Lage wärst, für sie einzuspringen.«

»Aber sie soll doch Botengänge erledigen und –«, versuchte es Fee erneut.

»Sie hilft da, wo wir sie brauchen«, antwortete Bianca kurz angebunden. Mit hochgezogenen Augenbrauen sah sie Rory an. »Also, hast du Erfahrung?«

»Na ja, ich habe gekellnert«, antwortete Rory. »In einer Pizzeria. Bei Mario. Ich denke schon, dass ich es schnell lernen kann.«

»Wunderbar. Wir können dir ein paar Tipps geben.« Sie trat näher an Rory heran. »Und du solltest wissen, dass dies das erste Mal ist, dass wir Familienmitglieder der Belegschaft für den Sommer hier haben.« Bianca blinzelte nicht einmal.

»Oh?«, sagte Rory.

»Aber Mrs Rule ist eine *sehr* großzügige Arbeitgeberin.

Und als ich ihr gesagt habe, dass wir durchaus noch Hilfe gebrauchen könnten, für Botengänge, um Besuch vom Zug abzuholen, für Einkäufe ... nun ja, da dachte sie, es wäre eine großartige Idee.«

»Und als ich sie fragte, ob Rory hierbleiben könne«, sagte Fee, »da dachte sie *wirklich*, dass es eine großartige Idee ist.«

Bianca warf Fee einen hässlichen Blick zu. *Also die beiden können nicht miteinander*, dachte Rory. *Na großartig.*

»Warum packst du nicht aus und Fee hilft dir dabei?«, schlug Bianca vor. »Ich werde Eduardo sagen, dass er dir einen kleinen Lunch zubereitet, und danach kann ich dir eine Tour geben. Gibt es irgendwas, das du nicht isst?«

»Nein, ich esse alles.«

Bianca musterte Rory kurz von oben bis unten. »Ja, das glaube ich dir aufs Wort. Ich sehe dich also bald.« Sie glitt aus dem Zimmer und schloss die Tür.

»Beachte sie einfach nicht«, murmelte Fee, bevor Rory irgendwas sagen konnte. »Sie schüchtert gerne Leute ein.«

»Sie will mich nicht hier haben, oder?«

Fee stemmte ihre Hände in die Taille. »Ich bin schon länger hier als sie, also ist es egal.«

Rory zögerte kurz. Dann ging sie zur Tür und hinaus auf den Gang. »Äh, Miss Vellum?«, rief sie. »Miss Vellum?«

Eine Schwingtür öffnete sich und Bianca trat in die Halle.

»Ich möchte nur, dass Sie wissen, dass Sie zu hundert

Prozent auf mich zählen können«, sagte Rory. »Egal, was es ist – ich bediene bei Dinnerpartys, ich erledige Botengänge, ich mache alles, was so anfällt. Ich wollte nur, dass Sie das wissen.«

»Sehr gut«, sagte Bianca.

»Und ich bin sehr, sehr glücklich darüber, dass ich hier sein kann«, fügte Rory hinzu, gerade als Fee neben ihr auftauchte. »Ich weiß, dass es eine große Sache ist, als Gast für den Sommer hier zu sein, und ich möchte nur, dass Sie wissen, wie sehr ich es zu schätzen weiß.«

Bevor Bianca antworten konnte, rief eine Mädchenstimme: »Hat jemand mein Calypso-Kleid gesehen? Das weiße mit dem seidenen Gürtel?«

Bianca und Fee sahen zu einer Treppe, die Rory noch gar nicht bemerkt hatte. Einen Moment später trampelte jemand die Treppe herunter.

»Hallo?«, rief die Stimme. »Fee-eee?«

Ein Mädchen erschien auf dem Treppenabsatz, und ein Blick auf ihre glatten blonden Haare, die großen blauen Augen und die langen gebräunten Beine und Rory wusste, dass dies die Königin der Hamptons höchstpersönlich war. Das Mädchen starrte Rory an, als wäre sie eine Außerirdische, dann warf sie einen Vorhang aus blondem Haar unbekümmert über ihre Schulter. »Wer ist das?«, fragte sie, während sie mit ihrem goldenen Bettelarmband, das sie am rechten Handgelenk trug, spielte.

»Isabel, das ist Rory«, erklärte Fee. »Meine Nichte. Wir haben dir von ihr erzählt. Sie wird den Sommer bei uns verbringen.«

Isabel sah Rory ausdruckslos an. »Richtig!« Ihr Mangel an Begeisterung war offensichtlich.

»Rory, das ist Isabel«, sagte Fee. »Ihr seid gleich alt.«

Rory wollte im Boden versinken. »Hi«, sagte sie und hob ihre Hand zur Begrüßung.

Isabel rieb mit ihrem nackten Fuß über die Innenseite ihrer Wade. Sie lächelte nicht und schwieg.

»Ich habe dein Kleid«, sagte Fee. »Ich bringe es hoch, wenn ich es gebügelt habe.«

»Okay«, erwiderte das Mädchen.

»Willst du Rory nicht Hallo sagen?«, fragte Fee, ihre Stimme klang wie eine Mischung aus Befehl und Bitte. »Ich denke, es wäre nett, wenn du sie willkommen heißt. Du bist die Erste, die sie von der Familie trifft.«

Rory war das unsäglich peinlich. Dieses Mädchen hatte irgendwas an sich, das in ihr den Wunsch auslöste, sich sofort in ihrem Zimmer zu verkriechen.

»Willkommen«, sagte Isabel mit einem sarkastischen Lächeln. Sie fuhr sich mit einer Hand durch die Haare. »Zehn Dollar, dass du dir wünschen wirst, du wärest daheim geblieben.« Dann stapfte sie die Treppe hoch und ließ die drei schweigend zurück. Im oberen Stockwerk schloss sich eine Tür.

»Sie ist nur ein bisschen schüchtern«, meinte Fee.

Rory sagte nichts.

»Ich muss mit Eduardo sprechen.« Bianca tat, als sei nichts geschehen. »Dein Lunch ist bald fertig.« Sie ging durch die Schwingtür in die Küche und ließ Fee und Rory allein in der Halle zurück.

»Sie kam mir nicht schüchtern vor«, sagte Rory.

»Sie ist verwöhnt«, antwortete Fee und legte Rory den Arm um die Schultern, um sie zurück ins Zimmer zu führen. »Sie ist noch so jemand, den du nicht persönlich nehmen solltest.«

»Und Bianca?«, fragte Rory mit leiser Stimme. »Welchen Grund hat sie?«

»Sie hat sechs Monate für Oprah gearbeitet. Jetzt denkt sie, dass sie alles weiß.« Fee blieb auf der Türschwelle stehen. »Wirklich. Mach dir keine Sorgen. Es wird alles gut.«

»Okay.« Rory blickte zögerlich ihre Tasche an.

»Ich muss das Kleid hochbringen«, sagte Fee. »Wenn du mich brauchst, benutz einfach die Sprechanlage am Telefon. Mein Zimmer ist unten neben dem Fernsehzimmer. Aber ich komme zurück. Mach dir keine Sorgen. Mach es dir erst einmal gemütlich.«

»In Ordnung.«

Fee schloss die Tür.

Rory sah sich um. Sie betrachtete das Bett, die dick gepolsterten Stühle in der Ecke, den begehbaren Kleiderschrank. Dieser Raum war für die nächsten zehn Wochen ihr Zuhause. Sie zog ihr Handy hervor und machte ein Foto. »Mein Zimmer!«, schrieb sie, dann schickte sie das Foto an Sophie und Trish. Sie hoffte, dass es nicht eitel wirkte, aber sie konnte das hier auch auf keinen Fall nicht mit ihnen teilen.

Sie saß auf dem Bett und fühlte die Bettdecke sanft unter ihrem Gewicht zusammensacken. Plötzlich vermisste sie ihre Freunde. Sie waren so gar nicht wie das Mädchen

da oben. So kalt und hochnäsiger. War es die richtige Entscheidung gewesen hierherzukommen? Sie lehnte sich gegen die Kissen und schloss die Augen. Eine sanfte Brise wehte durch das geöffnete Fenster und in der Ferne hörte sie die heranrollenden Wellen. *Ja*, dachte sie. Dieser Ort war wunderschön. Es war richtig gewesen. Dies war ein Abenteuer. Sie musste sich nur von Isabel Rule fernhalten. Was nicht so schwer sein sollte in einem Haus dieser Größe.

Kapitel 2



»Da kommt Tatiana«, kündigte Thayer Quinlan in ihrer üblichen blasierten Art an und wickelte unter ihrem Hut mit der weiten Krempe eine Locke ihres braunen Haares um den Finger. »Armes Ding. Ich habe gehört, dass Link sie betrügt.«

»Wirklich?«, flüsterte Darwin und reckte ihren Hals, um einen Blick auf Tatiana zu erhaschen. Ihre mit Sommersprossen übersäte Haut wurde schon rot. »Mit wem?«

»Kearcy McBride«, formte Thayer lautlos mit ihren Lippen, bevor sie sich eine Gabel Cobb Salad in den Mund schob.

»Mit Kearcy?« Darwin schnappte nach Luft. »Aber sie hat Rückenspeck. Und schlechtes Haar.«

Thayer zuckte mit den Schultern, als wolle sie Darwin mitteilen, dass dies eines der großen Mysterien der Welt sei.

»Na ja, wenigstens sieht Tat dünn aus«, grummelte Darwin und widmete sich wieder ihrem Salat mit Palmherzen. »Das ist wenigstens eine Sache, die für sie spricht.«

Isabel beobachtete Tatiana Gould, wie sie tapfer lächelnd über die Terrasse des *Georgica Club* lief, vorbei an den jungen Müttern und den älteren Damen der Ge-

sellschaft, die unter den grünweiß gestreiften Sonnenschirmen saßen und eisig lächelten. Letzten Sommer war Tatiana Amory das Golden Girl des *Georgica* gewesen. Eigentlich war sie es jedes Jahr gewesen. Als Dauerfreundin von dem attraktiven und witzigen Link Gould, der immer kurz davor war, Tatiana für eine der vielen Frauen, die sich ihm an den Hals warfen, zu verlassen, war sie der Gegenstand von Neid und Bewunderung. Tatanas Macht über Link war legendär. Isabel musste zugeben, dass das Mädchen eine Begabung hatte. Jedes Mal, wenn Link behauptete, dass er sich »gefangen« fühle, oder wenn sie »eine Pause einlegten«, tauchte sie im *Crown* oder im *Lion* mit einem hinreißenden brasilianischen Model aus der Modelinie ihres Vaters auf, und Link ging in die Knie. Aber er hielt sie ewig hin. Als er endlich, nach sechs Jahren voller Trennungen und Versöhnungen, um ihre Hand anhielt, jubelten die Mitglieder des *Georgica*. Die ganze Upper East Side war wie in einem Rausch. *Town & Country* machte sie zu ihrem Covergirl, ein Team französischer Schneiderinnen fertigte das Kleid und die Eltern richteten dem glücklichen Paar eine Verlobungsparty im *Cosmopolitan Club* aus.

Jetzt lief Tatiana, ihr Gesicht hinter einer Piloten-sonnenbrille versteckt, mutig an den Tischen vorbei. Sie musste wissen, dass die Leute über sie redeten. Das war hier schließlich die Terrasse des *Georgica*. Aber Isabel hatte kein Mitleid mit ihr. Wenn sie mit Link Gould verheiratet gewesen wäre, hätte sie ihn ebenfalls niemals wieder aus den Fingern gelassen.

»Lasst uns mit ihr reden«, flüsterte Thayer.

»Oh nein«, antwortete Darwin. »Ruf sie ja nicht her –«

»Tatiana!«, rief Thayer und winkte. »Heeeyyy!«

Tatiana lächelte und kam zu ihnen rüber. »Hey, Leute.

Was gibt's?«

»Ist das nicht einfach ein wundervoller Tag?«, fragte Darwin.

»Ja, ganz nett«, fertigte Tatiana Darwin ab. Das machten die Leute oft mit Darwin. »Hey, Isabel. Wie war Kalifornien?«

»Großartig.«

»Ich habe einige Cousins in Montecito. Ich kann dich vorstellen. Sie sind wundervoll.«

Sie sprachen kurz über gemeinsame Bekannte, die Vorzüge von Roberta Freymanns Strandkleidung gegenüber der von Tory Burch, dann ging Tatiana zurück in den Sonnenschein und Isabel zählte *eins ... zwei ... drei...*

»Also, bei ihrer Hochzeit«, flüsterte Thayer und schob ihren Teller zur Seite, »hatten sie angeblich nur Sonnencreme und Flip-Flops in den Willkommenstüten. Und meine Mom hat so ungefähr tausend Dollar für den Flug nach Tulum gezahlt.«

»Im Ernst?«, fragte Darwin. »Das ist so schäbig.«

»Was hätte denn darin sein sollen?« Isabel konnte sich nicht zurückhalten. »100-Dollar-Scheine?«

Thayer sah sie an. »Nein«, sagte sie. »Was soll das denn?«

»War nur Spaß«, antwortete Isabel.

Thayer und Darwin tauschten einen verwirrten Blick und widmeten sich dann wieder ihrem Essen.

Isabel schob eine Tomatenscheibe über ihren Teller. Der alte Spruch, dass reiche Menschen nie über Geld reden, war ja so was von falsch. Reiche Leute sprachen *immer* über Geld.

»Habt ihr gehört, dass die Knox zurück sind?«, fragte Darwin. »Ich habe gehört, dass er ein großer Hollywoodproduzent ist. Vielleicht besetzt er mich in seinem nächsten Blockbuster.« Darwins zukünftiger Ruhm als Schauspielerin war keine Frage des Ob, sondern des Wann – zumindest wenn es nach Darwin ging. Ihr Profilbild auf Facebook, das sie wöchentlich änderte, zeigte sie immer verführerisch in die Kamera blickend, ihr rotgoldenes Haar immer über ein Auge fallend. »Hey«, sagte sie zu Isabel, »waren sie damals nicht mit deiner Familie richtig gut befreundet?«

»Wer?«, fragte Isabel.

»Die Knox. Hallo!« Darwin rollte die Augen.

»Ich glaub schon. Ich war noch ein Baby. Ich kann mich kaum erinnern.« Für einen Moment war sie unsicher, aber sie hatte sich schnell wieder im Griff. »Aber ich bin mir sicher, er wird dich für die nächste Natalie Portman halten.«

Darwin lächelte sehnsüchtig bei dem Gedanken.

»Also, was geht heute Abend?«, fragte Isabel.

Thayer und Darwin tauschten einen vielsagenden Blick. »Aston gibt eine Party«, sagte Thayer. »Und er wollte sichergehen, dass ich dich einlade.«

Isabel starrte in Thayers scharfsinnige braune Augen. Thayer würde nie schön sein, aber sie war dieses Jahr hübscher geworden. Die Nasenkorrektur hatte geholfen.

»Ich denke, ich verzichte«, meinte Isabel.

»Hab ein bisschen Mitleid mit dem Kerl und *geh hin*«, drängte Darwin. »Er gibt die Party doch nur wegen dir. Er hat ein Jahr darauf gewartet, dich wiederzusehen.«

»Das Mindeste, was du tun kannst, nachdem du sein Herz gebrochen hast, ist, zu dieser dämlichen Party zu gehen, die er nur gibt, um dich zurückzugewinnen«, fügte Thayer hinzu.

»Erstens ist es nicht so, als hätte ich sein Herz brechen wollen«, sagte Isabel. »Und zweitens denke ich nicht, dass ich ihm irgendetwas schuldig bin.«

»Erklär uns nur, warum du mit ihm Schluss gemacht hast«, sagte Darwin. »Ich hab das nie verstanden.«

»Warum nicht?«, fragte Isabel.

»Vielleicht, weil du letztes Jahr total in ihn verliebt warst?«, meinte Thayer.

Isabel blickte auf ihren Teller und für einen Augenblick war sie stinksauer. Ja, es stimmte. Letzten Sommer war sie in Aston verliebt gewesen. Über die Jahre hinweg hatte er sich von dem übergewichtigen Kind mit den vorstehenden Zähnen in einen gut aussehenden Lacrosse-Spieler mit einwandfreien sozialen Verbindungen verwandelt. Es hatte auch nicht geschadet, dass er mit einigen wunderschönen, schlanken, zukünftigen Socialites ausgegangen war – besonders mit Victoria Drake, die so etwas wie sein weibliches Gegenstück war: attraktiv,

wohlerzogen und ihr Vater hatte dem *Metropolitan Museum of Art* einige Millionen gespendet. In all den Jahren, in denen Isabel Aston gekannt hatte, hatte er es nie auf sie abgesehen, und letzten Sommer war sie dann deswegen ein bisschen beleidigt gewesen. Eines Nachts, bei einer Strandparty, hatte sie ihn mit einem Extrabecher Bier angesprochen und ihm Komplimente gemacht. Es hatte nicht lange gedauert. Am Ende der Nacht hatte er Victoria auf der Party zurückgelassen, um Isabel nach Hause zu fahren. Zwei Tage später gingen sie ganz offiziell miteinander aus.

Aber seine Anziehung schwand schnell. Sie wusste auch genau, warum: Er war kein guter Zuhörer, er mochte die Band LMFAO, und er versuchte immer wieder, sie davon zu überzeugen, ihre Jungfräulichkeit in jedem Fall an ihn zu verlieren – als ob sie ihm diese Ehre einfach so überlassen würde. Aber das Hauptproblem war, dass sie mit ihm schon ausgegangen war. Hundertmal, wie es ihr vorkam. Er war ganz genau wie all die anderen Jungs in den Privatschulen. Niedlich, sportlich, wohlhabend, langweilig. Nichts Neues, nichts Außergewöhnliches, nichts, was sie nicht schon vorher gehabt hatte.

Bei Madeleine Fullers Party hatte sie endlich Schluss gemacht, auf dem Rasen vor dem Haus. Sie hatte ihm erklärt, dass sie in ein paar Wochen nach Kalifornien gehen würde, dass Fernbeziehungen nie funktionieren und dass sie ihn gehen lassen müsse, damit er glücklich werden könne, *bla bla bla*.

»Aber ... aber ... wir sind so toll zusammen«, hatte er gestottert. »Wen kümmert die Entfernung, wenn wir uns lieben?«

Sie hatte ihm in die Augen gesehen und gefragt: »Wer hat gesagt, dass ich dich liebe?«

Zugegebenermaßen, es war nicht ihre Sternstunde gewesen, aber er schien es ihr nicht übel zu nehmen. Er hatte ihr ein Dutzend E-Mails während des Schuljahrs geschrieben, manchmal nur, um Hi zu sagen.

»Hört mal, geht ihr ruhig zu dieser Party«, sagte Isabel, »vielleicht treffe ich euch dort.«

»Wie kommst du hin?«, fragte Thayer. »Hattest du letzte Woche noch einmal eine Fahrprüfung?«

»Haha.«

»Ernsthaft, wann probierst du es noch mal?«, quengelte Darwin. »Wir können dich nicht den ganzen Sommer durch die Gegend kutschieren.«

»Keine Sorge. Müsst ihr nicht. Außerdem ist es zwischen Aston und mir vorbei. Endgültig. Also ist es nicht so, als würde ich ihm einen Gefallen tun, wenn ich käme.« Sie sah über ihre Schulter zu dem Streifen Sand und, noch ein Stück weiter, zu dem tiefblauen ruhelosen Wasser. Plötzlich wollte sie nur noch weg von diesem Tisch. »Ich gehe ins Wasser.«

Thayer blinzelte. »Das Wasser?«, fragte sie. »Ins Meer?«

»Ja.«

»Es ist bestimmt eiskalt.«

»Na und? Das soll gut sein.«

Darwin und Thayer tauschten einen weiteren viel-

sagenden Blick. *Kalifornien* hat sie verändert, schien er zu bedeuten.

»Ich bin gleich zurück«, sagte Isabel. Sie nahm das Handtuch von der Stuhllehne und trat auf die Holzbohlen, die den Pfad zum Strand markierten.

»Viel Spaß!«, rief Darwin, ihre Stimme klang sarkastisch.

Der Wind blies Isabel ins Gesicht, als sie zum Wasser lief, und peitschte die Spitzen ihrer Haare hoch über ihre Schultern. Niemand war am Strand. Der Stuhl des Rettungsschwimmers war unbesetzt – es galt als selbstverständlich, dass niemand so früh in der Saison im Meer schwimmen würde. Oben am Stuhl flatterte eine gelbe Flagge im Wind. Das bedeutete, dass man vorsichtig sein sollte, aber es war nicht die rote, also musste man sich nicht um jeden Preis vom Wasser fernhalten. Damit konnte sie umgehen. Während des letzten Jahres an der Schule in Santa Barbara war sie eine viel bessere Schwimmerin geworden, vor allem im offenen Meer.

Draußen schwellen die Wellen an und brachen dann mit einem lauten Knall, gefolgt von dem Zischen des Schaumes. Sie atmete tief ein. Da war er wieder, der stechende Schmerz direkt unter der Lunge. Seit sie zurück an die Ostküste gekommen war, tat es weh zu atmen, fast so, als würde sie eine massive Panikattacke haben. Es machte keinen Sinn. Dies war der Ort, an dem sie die meisten ihrer Freunde kennengelernt und wo sie ihre ganzen Sommer verbracht hatte. Sie kannte das *Georgica*. Es war schon fast wie ihr Zuhause. Aber als die frische Ozeanbrise um

sie wehte und sie Gänsehaut auf ihren Armen bekam, wurde ihr klar, warum sie nicht atmen konnte. Sie hielt es hier nicht mehr aus. Sie zog ihre Baumwolltunika über den Kopf. Nur noch im Bikini spürte sie die kalte Luft erst richtig und dachte kurz darüber nach umzukehren. Dann rannte sie auf die Wellen zu und sprang ins Wasser.

Die Kälte schickte Schockwellen durch ihren Körper. Sie schwamm auf eine Welle zu, gerade bevor sie brach, und kam dann wieder an die Oberfläche. Sie spürte das stechende Salzwasser in ihrer Nase und im Mund. Sie öffnete ihre Augen und drehte sich um, während sie auf der Stelle schwamm. Der Club sah jetzt klein und unbedeutend aus und die grünweiß gestreiften Sonnenschirme ähnelten Cocktailschirmchen in bunten Drinks. Irgendwo dort drüben redeten Thayer und Darwin bestimmt über sie. *Schön*, dachte sie. *Egal*.

Sie schwamm weiter auf der Stelle und dachte darüber nach, was vor ihr lag. Der Debütantinnenball, bei dem sie in die Gesellschaft eingeführt werden würde. College, danach ein Praktikum bei einem der besten Innenarchitekten der Upper East Side. Sie würde mit jemanden wie Aston March ausgehen und ihn heiraten. Dann würde sie Kinder bekommen und vielleicht, wenn sie Glück hatte, eine Karriere daraus machen, Seidenkissen passend zur Sammlung von Lilly-Pulitzer-Kleidern auszusuchen. Ihr Leben würde genauso sein wie das aller, die sie kannte. Kein Spaß. Nichts Besonderes. Überhaupt kein Leben.

Sie schwamm unter noch einer Welle hindurch und bewegte ihre Glieder durch das kalte Wasser. Als sie wie-

der an die Oberfläche kam, blickte sie auf Sanddünen. Sie drehte sich und versuchte den Club auszumachen. Schließlich sah sie ihn, so weit zu ihrer Linken, dass sie ihn fast nicht mehr erkennen konnte. Sie war schon mindestens eine Meile nach Osten abgedriftet.

Sie begann auf den Club zuzukrauln, aber eine Welle rollte unter ihr hindurch und zog sie weiter hinaus. Mit voller Kraft pflügte sie mit ihren Armen durch das Wasser und schwamm jetzt direkt auf den Strand zu. Eine weitere Welle kam und diesmal brach sie über ihr. Sie konnte die Strömung fühlen, wie sie sie weiter den Strand hinunterzog. Als sie dieses Mal hochkam, sah sie den Horizont und eine Wasserwand, die mit jeder Sekunde höher wurde. Es war eine Welle. Sie kam direkt auf sie zu.

Sie schnellte herum und versuchte, dem Strand ein bisschen näher zu kommen. Aber das Wasser drückte sie zurück und ließ sie nicht vom Fleck kommen. Sie sah über ihre Schulter. Die Welle war groß, viel zu groß, und es sah so aus, als würde sie genau über ihr zusammenbrechen. Und da war etwas auf der Welle. Ein Typ lag auf einem Surfbrett und paddelte wie wild mit seinen Armen, ganz oben auf der Welle. Er wollte aufstehen. Er sah sie nicht.

Wink ihm, dachte Isabel. *Beweg deine Arme*. Wie eine Verrückte fuchtelte sie mit ihren Armen über dem Kopf das Notsignal, oder zumindest etwas, das danach aussah.

Er war schon fast auf den Füßen. Sie sah seinen Neoprenanzug, den Glanz seines schwarzen Haares und die Panik in seinem Gesicht, als er sie bemerkte, zu spät

um noch die Richtung zu wechseln. Und dann, im letzten Moment, tauchte sie unter die Oberfläche, genau als sich die Welle in sich selbst einrollte, über ihr zusammenbrach und sie herunterdrückte.

Das war's, dachte sie. Ich werde sterben. Direkt vor dem blöden Georgica.

Sie hielt die Luft an, ruderte mit ihren Armen und versuchte nach oben zu kommen, als eine Hand ihr Handgelenk ergriff und sie hart nach oben riss, direkt bis zur Oberfläche.

Luft. Sonnenlicht. Sie öffnete ihren Mund und schlug mit ihrem Arm an etwas Hartes – das Surfbrett.

»Komm auf das Brett!«, hörte sie ihn schreien. »Komm rauf!«

Sie war so schwach, dass sie sich kaum bewegen konnte, aber irgendwie schaffte sie es. Die Oberfläche kratzte an ihrem nackten Bauch.

»Halt dich fest, hier kommt noch eine Welle«, sagte er. »Paddel! Paddel!«

Sie zwang ihre Arme zu paddeln. Er schwamm vor ihr, eine Hand auf der Nase des Bretts und zog sie mit sich.

»Okay, wir reiten jetzt diese Welle«, sagte er, positionierte sich neben ihr und legte einen Arm um ihre Taille. »Mach weiter! Okay, los geht's!«

Sie hing an den Seiten des Bretts, er hing an ihr, und als die Welle unter ihnen brach, hob sich das Brett vom Wasser und berührte nur noch leicht die Oberfläche, fast wie ein fliegender Teppich. Wenige Augenblicke später liefen sie auf hartem Sand auf.

Sie kroch auf ihren Ellenbogen vom Brett und hustete Wasser aus. Salz stach in ihrem Hals und in den Augen.

»Bist du okay?«, fragte der Typ. Er war auf Händen und Knien neben ihr. Sie beugte sich vornüber und hustete noch mehr Wasser aus.

»Hey, gute Arbeit da draußen«, sagte er. »Du wirst wieder.«

Sie drehte sich auf den Rücken und schloss die Augen. Als sie sie ein paar Minuten später wieder öffnete, beugte er sich über sie, die Sonne hinter ihm. Wassertropfen fielen von seinen Haarspitzen. Sein Haar schien lang genug, um über seine Augen zu fallen. Obwohl sein Gesicht im Schatten war, konnte sie ein kräftiges Kinn, volle Lippen und große braune Augen ausmachen.

»Hey«, sagte er. Seine Handfläche schob sich unter ihre Schulter und half ihr auf. »Wo bist du ins Wasser gegangen?«

Sie zeigte den Strand hinauf. »Beim Club. Dem *Geor ...* dem *Georgica*.«

»Okay. Ich bring dich hin. Aber zuerst möchtest du das vielleicht in Ordnung bringen.« Sie folgte seinem Blick. Ihr Bikini-Top hatte sich verdreht und gab ihm freie Sicht auf ihren nackten Oberkörper. Hastig zupfte sie es zurecht.

Er half ihr hoch und sie machte ein paar Schritte auf wackeligen Beinen. Er legte ihr einen Arm um die Taille und hielt das Brett mit dem anderen.

»Also, was genau hast du da draußen gemacht?«, fragte er.

»Schwimmen«, antwortete sie.

»Schien heute ein guter Tag dafür zu sein?«

»Ach, und was hast *du* da draußen gemacht?«, entgegnete sie. »Der Strand ist nicht für Surfer.«

»Also hast du was gegen Surfer.«

»Nein, ich surfe selbst.«

»Tust du?«, fragte er und warf ihr einen ungläubigen Blick zu.

»Ich bin in Rincon gesurft«, sagte sie. »In Santa Barbara. Davon hast du schon gehört, oder?«

»Ja, ich habe davon gehört«, antwortete er lächelnd. »Surfer Girl kennt also seine Plätze.«

Ein Windstoß brachte sie zum Zittern.

»Ist dir kalt?«, fragte er.

»Ein bisschen.«

Er blieb stehen und steckte sein Brett in den Sand. Kommentarlos öffnete er den Reisverschluss am Rücken seines Neoprenanzuges und zog ihn herunter bis zur Hüfte, dabei gab er den Blick auf seine Brust und den muskulösen Bauch frei.

»Komm her«, sagte er und breitete seine Arme aus.

Sie trat vor ihn und plötzlich rieben seine Hände ihre Schultern, ihre Arme und ihren Rücken mit schnellen Bewegungen und schickten Wärme durch ihren ganzen Körper. Ihre Gänsehaut verschwand.

Das ist verrückt, dachte sie. *Du kennst ihn nicht mal. Und im Grunde betatscht er dich.* Aber als sie so da stand, ihr Gesicht an die salzige Haut seiner Schulter gedrückt, die Wärme seiner Hände auf ihr, wollte sie nicht, dass er aufhörte.



Joanna Philbin

Strawberry Summer

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 400 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-30894-3

c**bt**

Erscheinungstermin: März 2014

Eine Sommerromanze zum Verlieben in den legendären Hamptons

Sonne, Strand und Meer wünscht sich Rory neben ihrem Sommerjob. Als »Mädchen für alles« wird sie ihre Ferien bei der wohlhabenden Familie Rule in den legendären Hamptons verbringen. Doch es kommt alles anders: Die verwöhnte Tochter des Hauses macht ihr das Leben schwer, und sobald Rory Connor, den Sohn, kennenlernt, ist es um sie geschehen. Die Rules halten Rory allerdings nicht gerade für den richtigen Umgang für ihren Nachwuchs. Und Rory steht plötzlich vor der Entscheidung: Kämpft sie um ihre große Liebe, oder verschwindet sie und kehrt in ihr altes Leben zurück, als sei nichts gewesen?



[Der Titel im Katalog](#)